

(Nachdruck verboten.)

2) Die heilige Kummernus.

Novelle von Richard Guldschiner.

Es wurde langsam dunkler. Die Sonne mochte schon untergegangen sein; denn der Himmel war verbläut, und die kleinen Wölkchen, die immer noch im gleichen Zuge schnell nach Westen flogen, hatten ihre rosarote Färbung gegen ein bleiches Weiß ausgetauscht. Das Kreuz auf der Lichthaube des Bergeltschen Hauses lag im Schatten. Da schlug endlich die Stunde der Befreiung, die kleine Uhr zwischen den Fenstern verkündete Feierabend, und kaum war der letzte Schlag verhallt, so griffen die Mädchen schon nach ihren Sachen. Sie waren ja so froh, daß sie nach Hause konnten.

Ein fröhliches Summen erfüllte die Stube. Vor einem kleinen Spiegel im Nebenzimmer, in dem die Kundinnen abgefertigt wurden, drängten sich die erhitzten Gesichter. Jede mußte sehen, ob der Hut richtig saß und ob die Locken nicht aufgegangen waren. Dann schwirrte es über die Treppe und zur Haustür hinaus.

Bepi zu allererst. Sie schaute nicht um sich und lief mit klopfendem Herzen so schnell die abendlich leere Straße hinab, daß sie bald einen Vorsprung vor den anderen gewann. Sie wollte allein sein. Eine solche Bitterkeit erfüllte sie, daß sie es nicht fertig gebracht hätte, zu sprechen. Aber bei der Mädchenschule wurde sie durch die Feuerwehr aufgehalten, die ihre Spritzen und Leitern aus dem Schuppen zog.

Bepi verging vor Ungeduld. Natürlich — immer mußte etwas quer gehen. Nun konnte sie wieder warten, wer weiß, wie lange. Daß die Leute immer die Straße sperren mußten, grad wenn man weiter wollte . . .

„Nein, hast Du's aber eilig,“ sagte auf einmal jemand hinter ihr. Sie drehte sich erschrocken um.

„Ach, du bist's, Else . . .“

„Warum läufst Du denn so?“

„Warum ich laufe? . . . o nichts . . . es ist schon spät; ich habe Hunger . . .“

„Ich hab' hinter Dir drein gerufen . . . aber Du hörst nichts und läufst, als ob es um wer weiß was ginge.“

„Ach nein . . .“

„Hast Du gesehen: Die Ida wurde wieder von dem jungen Menschen abgeholt . . . weißt Du, dem mit dem grünen Hut . . .“

„So, so . . .“

„Sie ist verrückt, daß sie mit so einem geht. Heiraten wird er sie doch nicht. Das kennt man schon. Am letzten Sonntag waren sie in Ried zusammen . . . nein, schau nur! Das ist die neue Leiter, die geht bis zum höchsten Dach. Mein Bruder sagt, daß sie über tausend Gulden kostet . . .“

Ein Feuerwehrmann grüßte die Mädchen und machte einen anderen auf sie aufmerksam.

„Das ist Franz,“ sagte Else Werner, „wenn er von der Uebung nach Hause kommt, ist er immer ganz hin. Das strengt furchtbar an.“

Bepi hob den Kopf und sah sich vorsichtig um. Auf einmal entdeckte sie in unmittelbarer Nähe zwei große Augen, die sie unablässig anstarrten. Else folgte ihrem Blick und sicherte:

„Da ist er wieder.“

Bepi antwortete ihr nicht. Aber sie wandte sich ab und tat, als ob sie nichts gehört hätte.

Der Zug der Feuerwehrleute setzte sich jetzt in Bewegung. Alles hatte sich geordnet. Ein paar Kommandos erfolgten, dann begannen Spritzen und Leitern über das Pflaster zu rollen. Die Zuschauer stoben beiseite, öffneten eine breite Gasse, und als der letzte Wagen vorüber war, drängte alles ungestüm nach. Die beiden Mädchen wurden gegen eine plumpe Annoncensäule geschoben und mußten warten, bis die Massen sich verlaufen hatten.

Auf einmal stand Bernwerth da, wie aus dem Boden gewachsen; die großen, dunklen Augen blitzten unternehmend; er zögerte einen Moment, als ob er überlegte, dann griff er nach seinem Hut und grüßte mit ausgesuchter Höflichkeit.

Bepi war es, als müßte sie Augenblicklich versinken. Sie fühlte, daß sie fliehen mußte, um nicht in Tränen auszu-

brechen. Aber dennoch konnte sie den Blick nicht von ihm wenden. Sie sah, wie seine Augen einen seltsamen zärtlichen Ausdruck annahmen, der sie zittern machte, und als er nun langsam auf sie zukam, um sie anzusprechen, griff sie nach Elses Arm und zog sie so hastig weiter, daß sie ihr kaum zu folgen vermochte.

Ganze Schwärme von Tauben flogen vor den Mädchen auf und hüllten sie in eine Wolke von Staub.

Erst unter den Tauben kam Else wieder zur Besinnung. „Ich kann nicht mehr,“ leuchte sie ganz außer Atem. „Was läufst Du denn so entsehtlich? Jesus, Maria und Joseph — es hat Dir doch keiner was getan.“

„Ich bin so erschrocken.“

„Was muß denn der Mensch von uns denken?“

„Ich muß nach Hause.“

„Ach, Du bist ja verrückt . . . Ich hätte ihn schon abgefertigt . . . aber jetzt wird er uns natürlich bloß auslachen . . .“

„Wenn er uns nur nicht nachkommt. Ich bitt' Dich, schau Dich mal um. Ich wag's gar nicht.“

Else willfahrte ihr.

„Nein, nein; uns nachzulaufen fällt ihm nicht ein. Beruhige Dich!“

„Er wollte uns ansprechen.“

„Na ja, was ist denn dabei? . . .“

Bepi richtete sich hoch auf und sah Else mit weit geöffneten Augen an.

„Was dabei ist? Nichts . . . Aber ich will nicht . . .“

„Du bist verrückt.“

„Das ist meine Sache . . . und ich sag Dir's noch einmal, und allen anderen . . . Du kannst es ihnen ausrichten: ich will nicht und man soll mich in Ruhe lassen . . . so . . . und jetzt geh ich nach Hause . . .“

Und bevor die andere noch antworten konnte, war sie schon auf und davon, und lief mehr als sie ging, die Tauben hinunter und verschwand in der Seitengasse, die nach ihrer Wohnung führte.

2.

Bepi war vierundzwanzig Jahre alt geworden und hatte noch nie in ihrem Leben einen Mann geliebt. Aber sie hatte auch noch keinen gehaßt. Sie war mit bescheiden gesenkten Augen ihren mühseligen Weg gegangen, hatte nicht links noch rechts gesehen und niemals daran gezweifelt, daß nur die Schönen und Reichen, die Brunkvollen und Lauten einen Anspruch auf die Blüten und Früchte des Lebens erheben dürften. Für jene war aller Duft und aller Glanz, die Rosen des Frühlings und die schweren Trauben des Herbstes, goldene Reife und Brokatgewänder, für sie selber nur ein dunkler Weg zwischen Dornenhecken und kein Ziel als ein nebeliges, in dunstiger Ferne und im Staub der Straße verschwimmendes Grau. Und hinter ihr die Peitsche der Notwendigkeit und die Geißel der harten, kalten Pflicht.

Aber nun war ein Frühlingsbrausen gekommen und hatte die eisige Kruste zum Schmelzen gebracht, die auf ihrer Seele lag. Sie war erwacht, erhob zum erstenmal in ihrem Leben die scheuen Augen vom staubigen Pflaster der Lebensstraße zum blauen Himmel, stand still und schaute um sich. Und da erkannte sie, daß Blüte und Frucht für jeden reifen mag, der die Kraft und den Willen hat, danach zu greifen, daß die Notwendigkeit nicht muß und die Pflicht nicht soll . . . Der Starke springt über die Dornenhecken und bricht in blühende Gärten ein. Der Starke holt sich funkelnde Kronen. Der Starke fällt der Notwendigkeit in den Arm, entwindet ihr lachend die Peitsche und schlägt sie an ihren knöchigen Gliedern in Stücke. Und vor seinem Wege heben sich die Nebelschleier und weichen. Blau ist sein Himmel und golden seine Sonne.

Und sie faßte sich mit beiden Händen an die heiße Stirn und fragte sich: „Bist Du so stark, wie man sein muß, wenn man also leben will?“ . . . Aber es kam keine Antwort. Alles blieb still. Sie hielt den Atem an und lauschte ängstlich in sich hinein, Stunde um Stunde, Tag um Tag, Nacht um Nacht . . .

Ach, die schwere Last der Frage, die ohne Antwort bleibt! Ach, das tiefe Grauen des heischenden Rufes, der ohne Widerhall im Dunkel verklingt!

Und dennoch war in Pepis Seele ein unbestimmtes Regen, ein seltsames Gefühl von heißer Lust. Und manchmal stieg ein Weinen in ihr auf, schmerzlich und süß, und um die roten Lippen huschte ein Lächeln, verklärte die dunklen Augen und verschwand wie ein Rauch . . .

Das war in diesen Tagen, daß sie heimlich, wenn die Zimmerherren nicht zu Hause waren, in deren Stuben schlüpfte, da die Fenster hier nach weiten, schattigen Gärten hinausgingen, daß sie tausend Dinge in die Hand nahm und achtlos wieder verwarf, daß sie ihr eigenes, mit der Mutter geteiltes Stübchen zu hassen begann. Denn von seinem Fenster sah man in eine enge, verlassene Gasse hinein, auf große, alte, verschlossene Tore, auf vergitterte Scheiben. Und niemand schritt über das ausgetretene Pflaster als schmutzige Weiber und alte Männer mit qualmenden Pfeifen und Gassenbuben, die sich um Knöpfe und bunte Marmelsteine stritten.

Es ging schon in den Sommer hinein. Und in der engen Straße herrschte dumpfe Schwüle und ein Geruch nach Staub und selten gekehrten Gassen. Wohin sollte sie da wohl mit ihrer Sehnsucht flüchten? Die Mutter hätte sie ja doch nicht begriffen, und bei der Mästahl gab es nichts als frische Weinwand, die häßlich in den Händen raschelte, mühsigen Stadtklatsch, Schelten und verstaubte Heiligenlegenden. Da gab es nichts Besseres, als zu schweigen und seine Sehnsucht tief im Herzen zu vergraben . . .

Es wurde heiß, und Gewitter kamen von den Bergen. Die Mutter pflegte ihr Lager jetzt in der Küche aufzuschlagen, deren Steinboden Kühlung gab. Pepi erschien dies nächtliche Alleinsein in ihrer Stube als ein köstliches Glück. Die Uhr über dem Bett tickte friedlich, von den fernen Straßen herauf kamen seltsame, traumverlorene Geräusche, auf dem Dach des alten Obstmagazins am Ende der Gasse drehte sich die Windfahne wie im Schläfe, hin und her, hin und her, leise knarrend und klingend. Manchmal war es, als ob ein Regenschauer über kupferne Dächer strich und die Gedanken kamen und gingen, kehrten im gleichen Kreislauf zurück, wurden heißer und sehnender, eine köstliche Müdigkeit löste die Glieder, und dann kam der Schlaf . . .

In der Nacht vor Peter und Paul hatte sie einen langen, schönen Traum. Sie schritt zwischen Blütenbäumen zu einem grünen, lustig plätschernden Flusse hinab. Und wie sie am Ufer stand und in das Wogen und Brausen starrte, rief eine helle Stimme ihren Namen. Sie blickte um sich. Über nichts war zu sehen als Blütenbäume und Wasserstürzen. Und wieder rief es, lockend und stürmisch. Vom jenseitigen Ufer mußte es kommen, und es war so laut und gebieterisch, so wohlklingend und von so heißem Begehren durchbebt, daß sie sich mit einem Jubelruf in die Fluten stürzte, um dahin zu dringen, wo sie gerufen wurde. Das Wasser ging ihr bis an die Hüften, umbrandete sie dustend und trieb sie gleichsam vorwärts. Goldene Fische sprangen vor ihr in die Höhe und sanken in die Wogen zurück, bunte, schillernde Tropfen überriefelten sie und zergingen mit stillem Wohlgeruch, und die Stimme rief, immer näher und näher. Und plötzlich war sie nackt und ruderte mit bloßen Armen durch das blaue Meer. Und die Stimme rief und rief. Und wie der Grund des Flusses sich hob, daß sie nur mehr bis zu den Knien durch grüne, durchsichtige Wellen schritt, teilten sich am nahen Ufer die Büsche. Zwei Arme streckten sich nach ihr aus, sie taumelte vorwärts, die bloßen Füße glitten über den weißen Sand des Ufers, sie griff mit den Händen um sich, und ein warmer Mund preßte sich sehnend auf ihre Lippen . . .

Da fuhr sie erwachend auf. Der Mond schien hell ins Stübchen und zeichnete das Fenster auf dem weißen Fußboden ab. Und ihr war, als ob die Stimme immer noch rief und lockte. Sie schloß die Augen, um weiter zu träumen, um wieder zu sehen, um das kosende Wasser zu fühlen und den Druck der starken Arme, die sie soeben umschlossen. Und ein Taumel des Glücks und sehnächtigen Verlangens war in ihr wie noch nie zuvor. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Aus Japans Geschichte.

Je mehr die Forschung sich in die Wirtschafts-geschichte der Menschheit vertieft, um so klarer schält sich die Erkenntnis heraus, daß die Völker von der Urzelle der kommunistischen Gesellschafts-Verfassung ausgehend in ihrer Entwicklung nach großen gemeinsamen Wirtschaftsstufen fortschreiten. Von dieser Erfahrung, die für die Arier und Semiten gilt, macht auch die große Völkerfamilie des fernen Ostens keine Ausnahme. Vielfach hat man sich darüber ver-

wundert, daß Japan aus den Fesseln eines tausendjährigen Feudalismus sich so schnell zum kapitalistischen Staat habe empor-schwingen können. Die Sache hat jedoch ganz und gar nichts Wunderbares. So viel das Japan der Gegenwart der Geschicklichkeit und Einsicht einzelner Männer verdanken mag, es lebte sich deshalb in den euro-päischen Kapitalismus so rasch hinein, weil es wirtschaftlich für ihn reif war.

Die Urzeit Japans verliert sich im Dunkel der Mythik. Auf der nördlichen Insel Jero und den Kurilen haufen heute noch etwa 20 000 an der Zahl die Ainos. Von Ausbühlungen, die sich dort 3—6 Fuß tief in der Erde und mit einer Seitenlänge oder einem Durchmesser von 15—20 Fuß manchmal an die tausend beisammen finden, behaupten sie, sie seien von einem Zwergvolke bewohnt gewesen, das die Ainos auströteten. Die Ainos selbst wurden von den Japanern allmählich nach Norden gedrängt. Woher die letzteren — wahrscheinlich lange vor dem 7. Jahrhundert unserer Zeitrechnung — kamen, ob über Korea, die Tsusima, und die südliche Kjusiu-Insel, ob sie etwa von der Mandschurei aus nach dem Zentrum der Hauptinsel Hondo, dem späteren Stammland der Japaner, nach Yamato, Idzumo und Segu vordrangen, darüber wissen wir Zuverlässiges nicht. Nur soviel darf wohl als gewiß gelten, daß die heutigen Japaner ein Mischvolk sind, in dem sich Elemente der Ainos, Koreaner, Malaiochinesen und Chinesen vorfinden.

Seine Urverfassung zeigt mit der von Morgan bei den Profeten gefundenen die größte Verwandtschaft. Die Bevölkerung zerfiel nach drei großen Gruppen, deren jede eine Anzahl von Geschlechtern oder Stämmen, die Uji, aufwies, ein Wort, das allgemein die Abstammlinge desselben Stammvaters und zuletzt den Stamm selber bezeichnet. Jeder Stamm hatte seinen besonderen Stammgott, den Ujigami, den Urahn einer jeden Gemeinschaft. Dreimal im Jahre wurden ihm später Ehren im Stammtempel erwiesen; alle Stammangehörigen nahmen an der Zeremonie teil, und es bestanden noch Verträge, wonach Hofbeamten gestattet war, ohne Urlaub eine Reise zur Feier des Stammgottes zu unternehmen, wenn diese in Tempeln abgehalten wurde, die von der Hauptstadt weit entfernt lagen. Unter seinem Ältesten bildete jedes Geschlecht ein geschlossenes Ganzes; das des Tenno, des nachmaligen Mikado, war das zahlreichste und mächtigste. Innerhalb der Uji bestand Gemeinschaft der Erträge an Jagd, Fischfang und Ackerbau, der als Reisbau schon frühe betrieben worden sein muß. Die Neubildung von Uji aus Gefangenen, Sklaven lag in der Hand des Tenno, der sie wohl meist dem eigenen angliederte, was nachhaltig mit dazu beigetragen haben mag, ihm zum Uebergewicht über die übrigen Stämme zu verhelfen und seine Priesterherrschaft zu entwickeln. Das Uji trat nach außen geschlossen auf und verwaltete sich völlig selbständig, war also den Geschlechts-genossen gegenüber der Träger aller Gewalt. Die Verbindung mit dem Tenno stellte zunächst der allen gemeinsame Kult der Sonnengöttin dar. Daraus entwickelten sich mit der steigenden Gewalt des Tenno die Anfänge einer Staatsgewalt: der Tenno ward Kriegsherr nach außen und Richter bei den Streitigkeiten der Uji unter einander. Mit der Geschwisterehe bestand das Mutterrecht; der Mann folgte der Frau in ihr Geschlecht, ebenso die Kinder. Wie die Indianer hatten auch die Japaner die Sitte des Tätowierens; Größe und Stellung der Zeichnung deuteten die Rangunterschiede an; die Tätowierung diente also auch hier zunächst der Familien- und Stammesunterscheidung.

Die Kulturstufe war naturgemäß eine niedrige. Die religiösen Vorstellungen drehen sich um den bereits erwähnten Ahnenkult, der noch heute als Schintoismus die Nationalreligion Japans bildet und bis in die 60er Jahre des letzten Jahrhunderts in dem vollstän-digen Phallusdienst an den Uebergang vom Mutter- zum Vaterrecht erinnerte. Nach einer chinesischen Schilderung aus den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung war der Boden Japans für den Bau von Getreide, Hanf und Maulbeerbäumen günstig. Die Bewohner verstanden die Kunst zu weben. Pferde und Ochsen besaßen sie nicht. Die Krieger führten Lanze und Schild, hölzerne Bogen und Pfeile, die manchmal mit Knochenspitzen versehen waren. Die Kleider bestanden aus einem Stilk Stoff, das die Männer in der Breite durch Knoten befestigten. Sie hatten Forts und Häuser, die mit Pallisaden umgeben seien. Starke Getränke liebten sie. Die Weiber seien zahlreicher als die Männer, treu und nicht eifersüchtig. Diebstahl komme nicht vor; Frau und Kinder eines Verbrechers würden eingezogen und für schwere Verbrechen die Familie des Verbrechers vernichtet. Starb einer der Ältesten und später der Vornehmen, so folgten ihm Diener und Sklaven in den Tod. So schreibt das zuverlässigste, aus dem Anfang des 8. Jahrhunderts stammende Quellenbuch der japanischen Geschichte, das Nihongi: „Der Bruder des Kaisers Suinin starb und wurde zu Nasa begraben. Dabei wurden die versammelten, die in seinem unmittelbaren Dienste gestanden hatten, und alle aufrecht im seinen Grabhügel herum lebendig begraben. Für viele Tage starben sie nicht, sondern jammerten und klagten Tag und Nacht. Schließlich starben sie und verwesten. Hunde und Krähen versammelten sich und fraßen sie auf.“ Im Jahre 646 erließ der Mikado den Befehl, mit allen derartigen Totenbräuchen aufzuhören. Aber noch tausend Jahre später mußte der Shogun Jyehas den Gefolgsleuten verbieten, sich auf dem Grabe ihres Herrn zu entstellen.

Der Verfall der Geschlechterverfassung trat infolge der Vermehrung der Bevölkerung mit dem sechsten Jahrhundert ein. Der urwüchsige Kommunismus machte sich nun dahin geltend, daß alles Reisland in die Hand des Tenno zurückgegeben ward, der es an die

einzelnen Familien (Ko) auf sechs oder zwölf Jahre verteilte; Wald und Weide dagegen blieben im Gemeindebesitz. Für den so verliehenen Boden hatte der Bauer Abgaben und Frondienste zu leisten und nur auf neugewonnenem Reisland erhielt er für bestimmte Zeit Abgabefreiheit. Wie aber diese Maßregel eine Folge der größeren Bevölkerungsdichtigkeit und damit der engeren Beziehungen war, in die die Familie zum Boden getreten, so wurde das Uji aus einer gentilitischen eine territoriale Erscheinung, schlug die Uji-Verfassung in eine Art Dorfsverfassung um. Daraus erklärt sich, wenn die Solidarität, wie sie im Uji für alle seine Mitglieder bestand, auf die zusammenwohnenden Familien des Dorfes — 5, 10, 20 an der Zahl — überging. Dem Zerreißen des Uji durch die Dorfsverfassung entspricht es, daß alles, was es nach unserer Auffassung an öffentlich rechtlichen Befugnissen besaß, auf den Tenno überging, der dafür verwaltende Beamte einsetzte und jetzt die Bezeichnung Mitado annahm. Diese Neugestaltung trägt in der japanischen Geschichte den Namen Takwareform, die nachher in der Taihosei-Verordnung vom Jahre 689 (nach anderen 702) endgültig festgelegt wurde. Es ist eine Entwicklung, wie wir sie ähnlich im späteren Merowingereich finden. Sogar Hausmeier kommen auf, das Geschlecht der Fujiwara, die vermittelt der gleichfalls neu geschaffenen Regentwürde (Kwambathu) und als Großkanzler (Daijo daijin), Würden, die in dieser Familie erblich wurden, die Macht des Mitado schließlich auf ein Schattentaisertum beschränkten. Der Ahnentultus, der politisch in der Person des Mitado und seines Geschlechtes gipfelte, hinderte sie freilich daran, wie nachmals die Shogune, je zur formellen Absetzung und Verdrängung des Mitadohauses zu schreiten.

Wie das Land unter die ganze Bevölkerung verteilt ward, so erhielten auch die Beamten Rangland, Amtsland, Verdienstland, das den Benefizien der spätkaiserlichen Zeit entsprochen haben mag. Bald aber traten die kaiserlichen Beamten vor den sich entwickelnden grundbesessenen lokalen Gewalten in den Hintergrund. In diese Zeit fällt auch der Beginn der Stamm- und Hausregistrierung, in der die Auflösung der Geschlechterverfassung klar zum Ausdruck kommt. Da an gewisse Stammnamen der Genuß hoher Vorrechte geknüpft war und sich die Versuche, die Namen einflußreicher Familien zu erschleichen, bedenklich mehrten, so schritt man zur Anlegung des Seishi Koku, der Feststellung und Registrierung der Stammnamen in einem 30 Bände umfassenden genealogischen Werk, das 1182 Namen umfaßt und heute noch teilweise vorhanden ist. Auch die Einrichtung der Koseki, der Hausregister, geht in das erste Jahr (645) der Takwareform zurück. Das Haus war die grundlegende, legale Einheit. Es trat als Körperschaft auf, in der nur das Oberhaupt Eigentum besaß, in der Armee dienen und eine Beamtenstelle bekleiden konnte. Dem Gedanken der Ob Sorge für den Fortbestand des „Hauses“ trägt selbst noch das bürgerliche Gesetzbuch Japans vom Jahre 1898 Rechnung; es gewährt nicht nur der Adoption einen unserem Recht unbekanntem Spielraum, sondern bestimmt auch in seinem § 744, daß „der legale Präsumptiverbe der Oberhoheit eines Hauses nicht in ein anderes Haus eintreten oder ein neues gründen darf mit Ausnahme der Fälle, wo die Notwendigkeit für die Nachfolge besteht, den Hauptzweig des Hauses zu erhalten.“ Ein legaler Präsumptiverbe ist notwendiger Erbe, dem die Pflicht zufällt, dem Oberhaupt des Hauses nachzufolgen und die Fortsetzung seines Status aufrecht zu erhalten.

Die Takwareform arbeitete dem Feudalismus der kommenden Jahrhunderte vor. Wie sie sich in der gesetzlichen und administrativen Regelung eng an chinesische Vorbilder anlehnte, so brachte sie auch die chinesische Ideologie des Feudalismus herüber. Der Mitado geriet begreiflicherweise zunächst in einen Gegensatz zu den Stamm-, „ältesten“, den Vornehmen, und zum Ahnentultus in der alten Form überhaupt, ein Umstand, der es den Fujiwara erleichtern mochte, ihn kalt zu stellen. Es gab sich das kund in der Vorliebe des Mitado für den Buddhismus, der anfangs des sechsten Jahrhunderts aus China eindrang und zuerst in einen scharfen Gegensatz zum Shintoisimus trat. Erst als die Takwareform abgeschlossen, der Mitado zurückgedrängt und in den Fujiwara das Großgrundbesitzelement gestiftet hatte, fand mit der Japanisierung des Buddhismus die Ausföhrung statt, indem man die Shintogötter zu Incarnationen Buddhas erklärte. Damit wurde der Buddhismus, der in Ostasien eine ähnliche Rolle spielte wie in Europa der feudale Katholizismus, zu einem wirksamen Machtmittel in der Hand der Grundherren, unter deren wesentlicher Einwirkung sich nachmals die Bildung der Territorialherrschaften vollzog, für Kunst und Wissenschaft die Grundlagen gelegt wurden.

Die Bildung des Großgrundbesitzes ist namentlich auf Kosten des Gemeinde- und Regierunglandes vor sich gegangen. Vor allem schoben sich die Vornehmen zwischen die Bauern und den Mitado, indem sie die an diesen abzuführenden Lasten auffingen, sich den Bauern gegenüber an die Stelle des ersten setzten. Während aber die Bauern jetzt ihnen zinsten, begannen sie für sich selber Abgabefreiheit zu genießen, und es währte nicht lange, so gingen auch Funktionen öffentlich rechtlichen Charakters an sie über. Vom 10.—12. Jahrhundert nahmen die Großgrundbesitzer den größten Teil von allem Grund und Boden ein; das Land war reines Sondereigentum geworden, der Gewalt der Provinzialstatthalter nicht unterworfen und steuerfrei. Die Besitzer wurden als Aposhu (Besitzerherren) oder Honjo (Stammgutherrn) bezeichnet; sie wohnten meistens in Kioto oder auf ihrem Stammsitz und ließen ihre Ländereien durch Soshi, Meier, verwalten. Die den Gouverneuren unterliegenden Ländereien (Kotuga) unterlagen einer ähnlichen Ent-

wickelung. Diese Beamten und ihre Untergebenen wie auch die Kuge (der Adel) von Kioto zogen Bauerngüter ein, kauften Aukunden (Bauern) -Besitz auf und bemächtigten sich der Gemeindegüter und Wiesen, was dann alles als Denjen in Privatbesitz überging. Die Gerichtsbarkeit folgte dem Besitze; damit wurden bald nicht allein die Einnahmen des Kaisers, d. h. der Regierung, sondern auch deren richterliche Befugnisse erheblich geschmälert, und was sie verlor, ging auf die Grundbesitzer über.“ (v. Brandt.) Diese Entwicklung ward gefördert durch die Vertreibung der Fujiwara, die in der Hauptstadt blieben und die Grundherren schalten und walten ließen. Diese rissen sich untereinander um ihre Landbesitz in ständigen Fehden, so daß viele Bauern sich gegen Zins und Fron einem Landherren unterstellten, der sie vor Gewalt zu schützen versprach. Die Scheidung des Nähr- und Wehrstandes trat ein, das Rittertum der zweischwertigen Adelsklasse, die Wuke, kamen auf. Im Karsten offenbarte sich diese Entwicklung in den Grenzlanden, wo im Norden und Osten das Geschlecht der Minamoto mit den Ainos fortgesetzt im Kampfe lag, während die Taira im Süden und Westen gegen die Kintu unablässig bedrohenden Koreaner fochten. Schließlich aber gerieten die Manamoto mit den Taira, der Norden des Landes mit dem Süden, aneinander, und damit beginnt eine Zeit innerer Wirren, die Jahrhunderte wahren und Japan an den Rand des Verderbens bringen sollten.

Die Fujiwara hatten ihren Einfluß bis in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts behauptet, als bei den Thronstreitigkeiten nach dem Tode des Mitado Monoke 1150 die beiden vorgenannten Familien in den Vordergrund traten. In dem sich entspinrenden Kampfe um den bestimmenden Einfluß um das Mitadotum siegten zuerst die Taira. Die Familie ihrer Widerjäger ward von dem Haupt der Tairapartei Minomori bis auf vier männliche Sprossen ausgerottet. Minomoris Sohn Minemori fehlte mit den Fähigkeiten des Vaters seine blutige Energie. Die Minamoto erhoben sich aufs neue unter gewaltigen Rüstungen und in dem jetzt folgenden Entscheidungskrieg unterlagen die Taira den vereinten Anstrengungen der Minamotoführer Yoritomo und Yoshitune; letzterer besonders, einer der Nationalhelden der Japaner, brachte den Taira in der Seeschlacht von Dannoura in der Nähe von Shimonoseki eine vernichtende Niederlage bei. Zur Befestigung der Macht seiner Familie schuf Yoritomo das Bakufu (wörtlich: „hinter dem Vorhange“ des Feldherrnzeltes), die militärische Verwaltung des Kronfeldherren. Allenfalls neben die noch bestehenden kaiserlichen Statthalter Shugos, Militärgouverneure, die er seinen Unterfeldherren und damit den Wuke, den Angehörigen des Schwertadels, entnahm. Er selbst ließ sich zum Sei i Tai Shogun, dem die Barbaren besiegenden großen General, ernennen. Damit beginnt das Shogunat, das berufen war, in der Geschichte Japans eine bedeutende Rolle zu spielen. Alle wirkliche Gewalt lag in den Händen des Shoguns. Neben dem Heerbann übten seine Gouverneure vor allem den Wukbann aus. Der Dualismus von Shogun und Mitado, von wirklicher Regierung und bloßer Repräsentation, ging durch die ganze Verwaltung und erstreckte sich über alle Länder und Provinzen des Reiches.

Nach Yoritomos Tod wiederholte sich unter seinen unfähigen Nachfolgern die Erscheinung eines eigenartigen Hausmeistertums. Bereits im Beginn des 13. Jahrhunderts hatte die Familie der Godjo alle Regierungsgewalt in ihre Hände gebraucht. Doch nahmen die Godjo nicht den Titel eines Shoguns an, sondern begnügten sich mit dem eines Regenten (Shiken) von Kamakura; hier hatte Yoritomo residiert, weil der Ort für seine Militärverwaltung ein passendes Zentrum abgab. Zu Shogunen ernannten sie Mitglieder der Fujiwarafamilie und später Kinder des kaiserlichen Hauses. Von den acht Shogunen, die der Zeit von 1220—1333 angehören, waren sechs bei ihrer Ernennung zwischen 3 und 16 Jahren alt; alle sind abgesetzt und zwei nachweisbar ermordet worden.“

(Schluß folgt.)

Kleines feuilleton.

tt. Wie die Braunkohlen entstanden. Wir können Erdbildungen vergangener Epochen nur dann wirklich erklären, wenn es uns gelingt, die Entstehung ganz gleicher Bildungen in der Gegenwart zu verfolgen. Die Vöfshichten des Diluviums sind uns erst durch die geologischen Vorgänge, wie sie sich noch heute in der Wüste Gobi abspielen, die norddeutschen Glacialablatten erst durch das Studium der heutigen Gletscher und des Winternereises erklärlich geworden. Für eine sehr wichtige geologische Bildung, für die der Braunkohlen, hat uns neuerdings N. Wahl in einem dänischen Fachblatt die Entstehungsbedingungen an einem Beispiel aus der Gegenwart zu veranschaulichen gesucht. Es ist nämlich eine bekannte Tatsache, daß die Pflanzenwelt im östlichen Teile der Vereinigten Staaten von Amerika viel Ähnlichkeit mit derjenigen der Tertiärzeit besitzt, in welcher die Braunkohlen entstanden sind. Fast alle Gattungen jener Zeit stimmen mit solchen der Gegenwart überein, selbst Arten wie die Sumpfschypse (Taxodium distichum), die zum großen Teil das Material für die Braunkohle lieferte, haben sich in diesem östlichen Teile der Vereinigten Staaten bis auf den heutigen Tag erhalten. Offenbar sind die in dieser Region sehr häufigen Sumpfwälder die direkten Nachkommen jener ungeheuren Sümpfe, die bei der Bildung der Braunkohlen vorausgesetzt werden

müssen. So kann uns zum Beispiel der Dismal-Sumpf, der an der Grenze von Virginia und Nord-Karolina liegt, ein Bild von den Entstehungsbedingungen jener tertiären Kohlenflöße geben. Er nimmt ein ungeheures, 5700 Quadratkilometer großes Gebiet an der Küste ein, die dort sehr niedrig ist und landeinwärts nur ganz wenig ansteigt, bis sie durch die steilen Abhänge einer alten, jetzt vom Meere an 40 Kilometer entfernten Küstenlinie begrenzt wird. Der Sumpf entsteht dadurch, daß das Wasser auf der weiten, wenig geneigten Küstenebene nicht ablaufen kann. Der Teil, der dem Meere am nächsten liegt, ist weniger naß als der mehr landeinwärts gelegene. Danach ist auch die Vegetation hier eine andere als dort. An der Küstenseite herrscht eine Cyprisse (*Chamaecyparis thyoides*) vor, ein immergrüner Nadelbaum von 6–20 Meter Höhe. Diese Cyprisse bildet an vielen Stellen reine Bestände, an anderen ist sie mit der Weibrauchfiefer und mit dem Rotahorn, Tupelobaum, der amerikanischen Kothuche und Eichen bergesellschaftet. Auch kleinere Laubgehölze mit lederartigen immergrünen Blättern stehen dazwischen. In dem anderen Teile, der stets unter Wasser steht, ist der Tupelobaum (*Nyssa biflora*) der vorherrschende Baum. An zweiter Stelle kommt Taxodium. Beide Bäume werfen in der kalten Jahreszeit ihr Laub ab. Unter diese beiden dominierenden Bäume mischen sich der Rotahorn, eine andere Tupelobaumart, Eichen, Erlen, Weiden, Pappeln, Eschen, der Tulpenbaum. Ferner wachsen viele Pflanzentypen im Sumpfwald: Weiden, Stachwinden, Clematisarten, darunter auch immergrüne. Unten am Boden wachsen Heidegewächse. Der ganze Sumpfwald erhebt sich über einem Boden, der drei Meter tief aus Torf besteht. Aber an den trockenen Stellen enthält der letztere fast nur organische Stoffe, während er auf dem nassen Gebiete zum größten Teil mit Schlamm vermischt ist. Offenbar haben wir hier in diesem Walde ein eben entstehendes Braunkohlenflöz vor uns; die Baumarten sind fast dieselben wie in der Tertiärzeit. Aeste und Blätter sind es, die auf dem nassen Boden sich übereinanderhäufen, um zu verrotten und sich später durch immer weitergehende Konzentration des Kohlenstoffs in Kohle zu verwandeln. Nun ist es aber sehr interessant zu sehen, daß man bei der Entstehung solcher Braunkohlenbecken keine Einsenkung in der Erdoberfläche anzunehmen braucht. Der Sumpfwald befindet sich auf einer Ebene, aber nicht in einer Einsenkung, wie man sie bei der Bildung von Braunkohlenflözen voraussetzte. Noch in einer anderen Beziehung ist dieser amerikanische Sumpfwald sehr lehrreich. Es ist nicht nötig, für die Pflanzenwelt der Braunkohlenzeit ein wesentlich wärmeres Klima anzunehmen, als jetzt in Mitteleuropa herrscht. Wenn in den Braunkohlen die Leberreste von sehr viel lederartigen Blättern gefunden werden, so ist daraus noch nicht zu folgern, daß die Gehölze, welchen diese Blätter gehörten, immergrün waren oder wenigstens nicht, daß die lederartige Konsistenz eine Folge des warmen Klimas war. Vielmehr verdanken die Pflanzen eines solchen Sumpfwaldes ihre immergrünen Blätter dem sauren Boden des Torfsumpfes, wie ja auch bei uns die Heidegewächse der Hochmoore immergrün sind. Die Untersuchung der amerikanischen Sumpfwälder gibt uns daher ein ganz anderes Bild von den Vorgängen und klimatischen Verhältnissen der Tertiärzeit.

Eintagsfliegen. Gemütlich sitzen wir, so schreibt man der „Kölnischen Volkszeitung“, auf der großen Veranda am Rhein und erfreuen uns nach des Tages schwüler Hitze der erquickenden Kühle des Abends. Entzückt ruht unser Auge auf dem mondbelegten Fluße, auf den in der Dunkelheit gespensterhaft auftauchenden Bänken und Türmen der Stadt und auf dem klarblauen Sternenhimmel. . . . Ein merkwürdiges Knattern und Rauschen fesselt unsere Aufmerksamkeit. Der Richtung des Geräusches folgend, sehen wir die Laternen auf der Brücke von einem dichten Dunstkreis umgeben, der sich in der Dunkelheit in einen langen Schweif zu verlieren scheint, ähnlich den Wölfen, die wir als Kinder von der Kometenkönigin und ihrer langen Schleppe sahen. Es sind Hunderttausende, nein Millionen von Eintagsfliegen, durchsichtigen, zartgebauten Insekten, mit dünnhäutigen Flügeln und einem langen schmalen Leib, die sich, kaum dem Wasser entstiegen, abmühen, ins Innere der gläsernen Laternen zu gelangen, und nicht ruhen, bis sie sich die Flügel an der Flamme versengt haben, um dann zuckend und schwirrend ihr kurzes Leben zu beenden. Den Bewohnern der Flußgegenden, besonders denen an Rhein, Mosel und Nahe, ist dieser Anblick nichts Neues; die lästige Eintagsfliege mit ihrem Surren und Schwirren kann einem den Aufenthalt im Freien — wenigstens bei Nacht — verleiden; und auf Straßen und Brücken sieht man sie am anderen Morgen in dichten, hohen Haufen wie zusammengewehete Alazienblüten tot liegen, vom Fuß der Wanderer bald zusammengetreten, wobei sie einen häßlichen Trangeruch verbreiten, auf ihre Herkunft hindeutend. Ein aus dem Osten stammender Fremder erzählt uns, daß in seiner Heimat an den Ufern der Flüsse große Feuer angezündet würden, um die Eintagsfliegen anzuziehen, die, gesammelt und getrocknet, als Vogelfutter für wertvolle Geflügelarten in den Handel kämen. Ein einziges dieser Tiere trage eine Million von Eiern in sich, die sich aber nur entwickeln könnten, wenn sie ins Wasser gelangten. Die anderen verrotten auf dem Lande. Die Larven entwickeln sich nur langsam und leben von Infusorien im Wasser, bis sie ihre höchste Entwicklungsstufe erreichen und als libellenähnliche Eintagsfliegen einen kurzen Tag leben, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, denn ihre

Rundteile sind verkümmert und sie haben keinerlei Eingeweide oder Organe, außer den Kiemen. Wunderbares Rätsel der Natur, daß diese Geschöpfe ein Jahr lang als Larven im Schoße der Flüsse ruhen, um dann zur gegebenen Zeit in veränderter Gestalt zum Lichte hinaufzusteigen und einen kurzen Tag in Luft und Sonnenglanz zu leben! Die Geschichte eines ganzen Lebens in einen flüchtigen Sonntag zusammengebrängt: Eintagsfliegen! —

Musik.

sz. Mehr und mehr kommt man zurück zu einer Würdigung der vielberufenen, von Richard Wagner „übertroffenen“ Opernwelt der früheren Zeiten des 19. Jahrhunderts. Man kann sie heute mit erhöhter dramatischer Kraft wiedergeben, und sie verdienen auch größtenteils diese Würdigung. Verdis „La Traviata“, 1853 überhaupt und 1860 in Berlin zum erstenmal aufgeführt, gibt dazu besonders günstige Gelegenheit. Die sogenannte „Cameliendame“ stirbt an mißachteter Liebe und körperlichem Leiden, unter Tönen, die gleich ihr selber Achtung und nicht hingeworfenes Geld verdienen. Dramatische Kraft liegt hier in hohem Maße zum Heraus-holen bereit.

Seit einigen Wochen gibt es im Neuen Königl. Operntheater (Kroll) einen zweimonatlichen „Spielopern-Zyklus“. Daß wir am Sonnabend (29. Juli) hineingerieten, freut uns lebhaft. Jene Oper wurde, kurz gesagt, auf eine im ganzen wirklich befriedigende Weise gegeben. In erster Linie gebührt das Verdienst den beiden Leitern: Kapellmeister Dr. E. Kunwald (der mit geringen Orchestermitteln das Ganze meisterlich zusammenhielt) und Regisseur Hermann Gura. Als Sohn Eugen Guras aus bester Tradition hervorgehend, erst als Konzertsänger und dann als Opernregisseur (in Schwerin) belamnt geworden, scheint er im Regieführen noch tüchtigeres zu leisten als im Singen. Auf manche Einzelheiten (z. B. auf die Steifheit Herrn Emil Pahrens) achtet er vielleicht nächstens noch mehr.

Sodann galt es das Gastspiel Wenny Hindermann (vom Hamburger Stadttheater). Die Intelligenz allein, mit der sie ihre Stimme und die Koloraturen in den Dienst des Ausdruckes stellt, konnte einem den ganzen Abend zu einem Genuße machen. Die Stimme selber ist eine der bestgeschulten, zumal ausgeglichsten; aber doch keine der gesamten leiblich-geistigen Persönlichkeit — keine, wie sie Sängern haben, die (wir sprechen nicht bloß im Scherz) den ganzen Leib zum Resonanzboden machen und von wegen des Anschwellens aller vielgebrauchten Organe dem Schrecken des Nichtwerdens entgegengehen. Spielopern - Weiber und Wagner - Weiber: der Gegensatz ist echt menschlich. —

Humoristisches.

— Das Veteranenegamen. Ein alter Kriegsveteran hat, um eine Zivilerförmung zu erhalten, eine Prüfung bestehen müssen. Hierbon gibt er abends seinen Freunden am Stammtisch folgende Darstellung:

„Na, id kem ja nu ol rin in dat Hus un in den Prüfungs-saal un heiw dor 'ne Tid lang seten. Duun kem 'n Herr mit en swarten Rod an un seggt to mi: Sie sind Johann Algrimm? Id stah je denn ol up un mal en Deener un segg: Angenehm. Un denn kunn id wedder hinsitten.“

Duun seggt de Herr: Lesen Sie mich aus dies Buch 'mal ein wteniges vor. Un dormit giwivt 'he mi en Lesbool tom lesen, äwerst verkiht si. Dor soll nu en Minsch lesen! Id keel dat Boek denn 'ne Tid lang an un segg gor nig. Duun meent de Herr: Nu, mit das Lesen scheint es doch nicht mehr ordentlich zu gehen, dann wollen wir es mal mit das Schreiben porbieren.

Id freeg also een Blatt Pappier un 'ne Fedder.

Schreiben Sie mal eins Ihren Namen, seggt de Herr.

Na, id schriew ja denn ol min Namen, äwerst id war noch nich haltv farig mit min Namen, duun war das Pappier all to Emm.

Na, meent de Herr, dann wollen wir mal zusehen, wie es mit das Rechnen steht, un frögg mi, woeel de Hälfst von siw (fünf) weer.

Egentlich weer ja dat 'ne dumme Frog', denn de Hälfst von siw giwivt et ja nich, äwerst id meein, willst em en litten Stremel togewen un segg: Dree.

Duun gung de Herr rut to de Beradung. As se nu 'ne haltv Stumm good sid beraden hadden, kem de Herr wedder rin un seggt to mi:

Sie haben Ihren Examen bestanden! — („Jugend.“)

Notizen.

— Schauspielhaus und Opernhaus beginnen ihre neue Spielzeit am 20. August. —

— „Totentanz“, ein Doppel-drama von Strindberg, soll Ende September im Kölner Stadttheater seine Uraufführung erleben. —

— Eine astronomische Station will die deutsche Kolonialverwaltung auf dem Kilimandscharo einrichten. —

— William S. Cheesbrough, der Erfinder der Vaseline, ist in London im Alter von 70 Jahren gestorben. —

— Der letzte Nachkomme Gutenbergs, ein Obstgärtner namens b. Wolsdorf, starb in Radenheim. —

c. Eine Wohnung soll in London gebaut werden, weil der Mohammedanismus dort in starkem Wachstum begriffen. —